13 Illustrirtes Sonntagsblatt 1885

Zur Unterhaltung am häuslichen Herd.

Gratis-Beilage zur Thorner Zeitung.

Verlag von Ernst Lambeck in Thorn.

Zwei Erbinnen.

Roman frei aus dem Italienischen von K. Labacher.

(Schluß.)

Amata breitete gleich darauf die Dokumente vor sich aus, welche Moritz durch die Ermordung Gustav Perriers in seinen Besitz gebracht hatte. Sie las mit Aufmerksamkeit Dharvilles Testament und die demselben beigefügte Anmerkung Michael Bermonts, sowie die zwischen zwei Mitgliedern des Bundes gewechselten Briefe. Und so gut Moritz sogleich verstanden hatte, um was es sich hier handelte, um die Ermordung der beiden jungen Erbinnen, fast noch rascher begriff die wegen ihrer außerordentlichen Kombinationsgabe berühmte Amata die ganze Lage der Dinge. Und überdies erinnerte sie sich noch genau der Worte, die sie, am Inselufer liegend, aus Verdiers Munde erlauscht hatte — „Michael Bermont darf die eine der Erbinnen schon jetzt als unschädlich gemacht betrachten."

Die Verbündeten planten also ein neues Doppelverbrechen, oder hatten es vielleicht schon zur Hälfte vollbracht — Maria lebte noch! War aber diese arme, unbekannte Felicitas nicht schon der Mordlust dieser Elenden zum Opfer gefallen? Und wer stand im engsten Bunde mit den Verbrechern, wer hatte die eine der Erbinnen zu seiner Braut gemacht, um sie desto sicherer verderben zu können? Amatas heißgeliebter Sohn, der schöne, harmlos aussehende Jüngling Moritz Nun war dem blutenden Mutterherzen kein Zweifel mehr erlaubt. „Mein Sohn ein Mörder, ein Ungeheuer —" murmelte sie vor sich hin. „Und ich liebte ihn so sehr — und er — er war stets so gut und so zärlich gegen mich — ich träumte von Glück und künftigem Frieden, während ich an meinem gänzlichen Ruine arbeitete! Er ein Mörder! Und ich erzählte ihm, daß ich den Verbrecher Lartig verfolgte, daß ich geschworen hatte, ihn zu ergreifen. Und er verriet sich durch kein Zucken seiner Augenwimpern. O, er ist auch ein Meister in der Heuchelei und Verstellung!"

Galonbert und Silvan kehrten zu Amata zurück! Sie brachten nur noch einige alte Manuskripte, Rechnungen und Quittungen über die Bezahlung der Hausmiete.

„Nun, Madame, haben Sie gefunden, was Sie suchten?" fragte Galonbert.

„Ja — zum Teile. — Sucht aber noch — dort in jenem Schranke. Ich kann mich nicht auf den Füßen erhalten." Silvan und Galonbert befolgten augenblicklich den erhaltenen Befehl. Und sie machten einen wichtigen Fund. Sie entdeckten das Briefchen, mittelst welchem der falsche Kapitän van Brook Moritz seine Adresse angab und ihn zu einem sofortigen Besuche aufforderte.

„Kapitän van Brook, Suresnesstraße Nro. 22," las Amata. „O, nun kennen wir den Schlupfwinkel der Verbrecher — nun werden wir sie in unsere Macht bekommen!" Mit welcher heißen Freude hätte Amata zwei Tage früher diese Worte ausgerufen und in welchen Tönen voll dumpfen Schmerzes wurden dieselben jetzt gesprochen! „Wir werden sie in unsere Macht bekommen?" fragte Silvan. „Alle?"

„Ja — alle!" ächzte Amata. „Versichert euch, ob eure Waffen in Schußbereitschaft sind. Und dann kommt mit mir. Wir haben hier nichts mehr zu thun!"

Wenige Minuten später verließen die drei Polizisten Moritz's Wohnung. Silvan und Galonbert mußten ihre Vorgesetzte fast die Stiege hinabtragen, so schwach und an allen Gliedern gebrochen fühlte sie sich.

Der Portier, welcher inzwischen erwacht war, machte verwunderte Augen zu der Gruppe, die er nicht in das Haus hatte eintreten sehen.

„Wir waren mit diesem armen, jungen Menschen beim Doktor oben," erklärte Galonbert. „Es ist ihm plötzlich auf der Straße übel geworden." Diese Mitteilung genügte dem Portier; ungehindert ließ er die Polizisten passieren.

„Ich kann nicht weiter!" klagte Amata vor dem Thore draußen. „Und doch habe ich noch eine so schwere Aufgabe vor mir: Ich muß vorwärts. Bitte, lieber Galonbert, gehen Sie in die Apotheke dort und verlangen Sie belebende Tropfen — oder irgend etwas Stärkendes sonst; sagen Sie, daß Sie eine Ohnmächtige zu Hause haben. Und Sie, Silvan, können inzwischen einen Wagen holen. Ich werde euch hier am Thore erwarten." Die beiden Freunde entfernten sich nach entgegengesetzten Richtungen. Bald darauf rollte ein Einspänner herbei und Silvan half Amata beim Einsteigen, und da kam auch schon Galonbert aus der Apotheke zurück und überreichte seiner Vorgesetzten ein kleines Fläschchen, dessen Inhalt sie nach und nach zu sich nehmen sollte. Die belebenden Tropfen des Apothekers waren sehr wirksam! Oder half sich Amata durch eine äußerste Anstrengung ihrer eisernen Willenskraft wieder zu den alten Kräften? Genug — als der Kutscher, der erhaltenen Weisung gemäß, an der Ecke der Suresnesstraße hielt, konnte die geheime Agentin den Wagen ohne fremden Beistand verlassen. Sie bezahlte den Kutscher und wartete, bis er mit seinem Gefährte in der nächsten Straße verschwunden war. Die Polizisten suchten nun das Haus auf, welches die Nummer 22 trug.

„Ein gänzlich isoliertes Gebäude!" sagte Amata. „Im ersten Stockwerk ist Licht, die Bewohner befinden sich also zu Hause. Es heißt jetzt nur noch sich Eintritt zu verschaffen. Und ich werde hineinkommen! Silvan, gehen Sie auf das nächste Sicherheitsamt, welches sich in der Elisäerstraße befindet," fuhr Amata energisch fort. „Verlangen Sie dort auf Grund Ihres polizeilichen Beglaubigungsscheines zehn Wachmänner unter der Leitung eines Brigadiers und lassen Sie durch diese Mannschaft dieses Haus hier umzingeln und bewachen. Schicken Sie auch einen verläßlichen Menschen in das Hauptpolizeigebäude, lassen Sie den Untersuchungsrichter Paul Gibray und auch den Polizeidirektor ersuchen, sich augenblicklich nach dem Hause Nro. 22 in der Suresnesstraße zu verfügen. Schreiben Sie diese Adresse auf, damit sie richtig hinterbracht wird.



Krakau. (Mit Text.)

Gehen Sie augenblicklich, jede Minute ist kostbar." — Silvan nickte als Antwort nur mit dem Kopfe und eilte in mächtigen Sprüngen davon. Amata stellte sich mit Galonbert in den Schatten des bewachten Hauses und wartete auf Silvans Zurückkunft. Die Polizeimannschaft schlich endlich mit leisen, vorsichtigen Schritten heran, — es handelte sich ja darum, daß auch nicht das mindeste verdächtige Geräusch hinausdrang zu den Verbrechern.

„Ich gehe jetzt in das Haus!" sagte Amata zu Silvan und Galonbert. „Wenn ihr drinnen einen Revolverschuß hört, so brecht ohne Zögern das Thor ein und kommt mir zu Hilfe. Wenn ich jedoch dieses Signal nicht gebe, so wartet ruhig meine Rückkehr ab!" Amata wandte sich jetzt dem Hause des Kapitäns van Brook zu. Sie wußte, daß sie einer dringenden Gefahr entgegenging. Trotzdem zitterte ihre Hand nicht, als sie an der Thorglocke zog. Seit ihr Herz den geliebten Sohn verloren hatte, gab es keine Todesfurcht mehr für sie.

42.

Lartig und Verdier saßen sorglos und wohlgemut bei einer Schachpartie. Der Brief Michael Vermonts, welchen Moritz von dem Postamt in der Enghienstraße abgeholt und ihnen dann durch einen Dienstmann übersendet hatte, war auch ganz geeignet, ihnen den allerbesten Humor zu geben. Michael Vermont sprach seinen Verbündeten seine vollste Zufriedenheit aus über ihr Versprechen, das bedeutungsvolle Geschäft so bald zu Ende zu führen und fügte die Versicherung bei, daß von Mitte April an in London alles in Bereitschaft stehe, um die drei bei dem Morde der Erbinnen thätig gewesenen Mitglieder des Bundes sogleich nach ihrer Ankunft nach Amerika überzuführen. Vermont und Chauvin wollten erst nach erhobener Erbschaft ihren Verbündeten nach New-York folgen und dort sollte dann die redliche Teilung der Millionen stattfinden.

Auch dieser Brief war natürlich, so wie alle vorhergegangenen, mittelst Anwendung der Netzschrift abgefaßt und sprach für den Uneingeweihten nur von Londoner Neuigkeiten und von bedeutungslosen Familienereignissen.

„Wir nähern uns dem Zeitpunkt der Abreise aus dieser verwünschten Stadt!" sagte Lartig. „Es ist mir hier immer zu Mute, als ob mir eine gewisse, fatale Schnur eng um den Hals läge. Ich werde nicht früher frei aufatmen, als bis wir Paris im Rücken haben."

Der Eintritt des stummen Dieners schnitt jede Antwort auf Verdiers Lippen ab. Der junge Mensch hatte folgende Worte auf sein Täfelchen geschrieben: „Es ist ein Mann unten am Thore, der eine Botschaft von Herrn Vasseur bringt. Er begehrt unverzüglich mit dem Herrn Kapitän van Brook zu sprechen!"

„Der Unvorsichtige!" grollte Verdier. „Einen Fremden in dieses Haus zu schicken! Und dennoch muß man nun hören, was es gibt. Sollte etwas außergewöhnliches mit Maria Bressol vorgefallen sein?"

Er schrieb hastig auf das Täfelchen des Stummen. „Der Fremde mag eintreten bei uns. Vergiß aber nicht, das Hausthor wieder sorgfältig zu verschließen, wenn er herinnen ist."

Es waren kaum einige Minuten nach der Entfernung des Dieners verflossen, als Amata, dicht in ihren Mantel gehüllt, auf der Schwelle erschien. Der Stumme ließ sie vollends in das Zimmer treten und entfernte sich dann wieder, die Thüre hinter sich schließend.

Lartig hatte sich von seinem Sitze erhoben und ging dem Unbekannten einige Schritte entgegen. „Sie kommen in Angelegenheiten des Herrn Moritz Vasseur?" fragte er unsicher, denn es lag etwas in dem ganzen Wesen seines Besuchers, was ihm eine unbestimmte Unruhe einflößte.

„Ja, ich komme in Angelegenheiten Moritz Vasseurs!" rief Amata, während sie plötzlich Hut und Mantel abwarf und in das volle Licht der brennenden Lampe trat. „Ich komme, Dich zu fragen, was Du mit seiner Ehre angefangen hast? Ich komme, Dich zu fragen, warum Du mir den Sohn gestohlen und zu einem Verbrecher gemacht hast, Lartig?"

Verdier und Lartig taumelten entsetzt vor dieser unerwarteten Erscheinung zurück. „Amata Joubert!" riefen sie wie aus einem Munde.

„Ja, Amata Joubert!" wiederholte die Polizistin mit einer Stimme, die vor Erregung rauh und heiser war. „Endlich habe ich Dich gefunden, Lartig! nach dreiundzwanzigjährigem, vergeblichen Suchen! Und ich finde Dich genau als denselben wieder, der Du einst warst. Immer ein Mörder, immer ein von den Menschen ausgestoßener Elender! Mir sind alle Deine Verbrechen bekannt, diejenigen die Du schon verübt hast und auch diejenigen, über denen Du erst brütest. Ich weiß, daß Du das Leben zweier unschuldigen Mädchen bedrohst, um dem schändlichen Bunde der Fünfe das Erbe zuzuwenden, welches ihnen ihr Oheim Dharville hinterließ. Ich verfolgte Dich, ohne zu ahnen, daß ein verhängnisvoller Zufall meinen Sohn in Deine Hände spielte und daß Du ihn zu Deinem Mitschuldigen, zu Deinem Verbündeten bei Deinen schändlichen Thaten gemacht hast. Heute erst entdeckte ich, daß mein Sohn ein Verbrecher ist gleich seinem Vater; ich habe die klarsten Beweise dafür — und kann es dennoch noch immer nicht glauben. Du selber sollst es mir sagen, ob es wahr, ob es möglich ist, ob Du Deinen und meinen Sohn wirklich zu Deinem Abbild, zu einem Ungeheuer Deinesgleichen herangezogen hast? Antworte!"

Lartig hob trotzig das Haupt empor. „Was soll ich auf Deine Lobreden antworten, Amata?" sagte er mit einem cynischen Lächeln. „Du findest mich freilich auf derselben Straße wieder, auf der Du mich einst aus den Augen verlorest. Für einen, der mit der menschlichen Gerechtigkeit so arg zerfahren ist, wie ich, für den gibt es keinen anderen Weg mehr. Und außerdem ist das Leben, welches ich von jeher lebte, meinem Charakter und meinen Neigungen gemäß. Du nahmst es mir gewaltig übel, daß ich ein wenig rauh in Dein Schicksal eingegriffen habe — was willst Du, Du warst mir nötig für meine Zwecke und deshalb gebrauchte ich Dich, so wie ich jedes andere Werkzeug auch gebraucht hätte. Aber von einer Schuld, die Du mir aufbürdest, bin ich frei. Nicht ich war es, der Deinen Sohn zum Verbrecher machte, er ist es schon gewesen, ohne mein Antlitz je gesehen zu haben!"

„Du lügst!" schrie Amata verzweifelnd auf.

„Ich lüge nicht, Dein Sohn war ein Mörder, ehe ich ihn kannte," sagte Lartig, die Achseln zuckend. „Er hat mehr Blut vergossen als ich selber. Ein Zufall hat ihn auf die Spur eines unserer Geheimnisse geführt. Und um es ganz zu besitzen, um einen Anteil an dem Gewinne zu erhaschen, den uns das Gelingen einer großen Unternehmung versprach, arbeitete er rasch entschlossen mit dem Messer!"

„O, Du lügst, Lartig!" keuchte Amata, die Hände ringend.

„Nein, Amata! Geh' und frage Deinen Sohn, wer Jenny Stall, die Magd meines Freundes Verdier, in der Kurawieff'schen Gruft getötet hat, weil sie ihn über dem Raube unserer dort hinterlegten Korrespondenz überraschte? — und er wird Dir antworten „Ich war es!" Frage ihn, wer Gustav Perrier, der von London aus an Verdier gesandt wurde, am Nordbahnhofe erwartete und dann während der Fahrt nach der Montorgueilstraße in einem Mietwagen erdolchte? Moritz wird wieder sagen „Ich war es!" Frage ihn, wer der schönen Oktavia, seiner Geliebten, eine lange Nadel in den Hinterkopf stieß, um sie am Plaudern über den Eigentümer eines gewissen gefährlichen Manschettenknopfes zu hindern? Frage ihn, wer Felicitas Dharville durch die Einatmung einer starken Blausäurelösung aus dem Wege schaffte? Und immer wird Dir Moritz bestätigen: „Kein anderer that es, als ich!"

Amata war unter der Last dieser furchtbaren Erklärungen langsam in ihre Kniee gesunken. „Auch Felicitas tot!" flüsterte sie mit lallender Zunge. „Alle tot — und Moritz ist's, der sie alle ermordet hat; mein süßer Knabe Moritz, mein höchstes Gut, mein einziger Trost auf Erden. Wirklich, Lartig, mein Sohn hat das gethan?"

„Ich schwöre es Dir, Amata — er war's allein. Und er handelte aus eigenem Antrieb, aus Talent und Beruf. Nachdem er Jenny Stall und Gustav Perrier ermordet hatte, trat er, mit unserem Geheimnis in Händen, zum erstenmale vor uns hin und drängte sich uns zum Bundesgenossen auf. Er übernahm es, die beiden Mädchen aus dem Wege zu schaffen, auf das Versprechen hin, den fünften Teil von ihrem Erbe zu erhalten. O er war sehr erfindungsreich in seinen Mordplänen! Er war es ja auch, der das Loch in das Eis sägte, durch welches Maria Bressol fast für immer von der Erde verschwunden wäre. Er versteckte die Schlange zwischen den Blumen, deren Biß dieselbe Maria Bressol an den Rand des Grabes brachte. Und heute endlich unterzeichnet er den Heiratskontrakt mit Maria, unter dem Hintergedanken, ihr eine tüchtige Dosis Blausäure zum Einatmen zu geben, so wie der hübschen Felicitas!"

Amata fühlte sich dem Ersticken nahe. — Sie stammelte mit wirren, trockenen Augen nur immer die Worte! „Er ein Mörder, ein Mörder!"

„Ja, Dein Sohn hat zehnfach das Schafott verdient!" sagte Lartig, sich zu der völlig Fassungslosen hinabbeugend. „Aber Du kannst ihn noch retten — freilich mußt Du Dich entschließen, auch uns zugleich mit ihm in Sicherheit zu bringen!"

Diese Worte gaben der geheimen Agentin ihre ganze eiserne Energie zurück. Sie stand in der nächsten Sekunde wieder fest auf ihren Füßen und starrte Lartig mit haßfunkelnden Augen in's Gesicht. „Dich und jenen Elenden, Deinen Helfershelfer retten? — nein, nimmer!" rief sie mit donnernder Stimme.

„Dann wirst Du Deinen Sohn mit uns den Händen der Gerechtigkeit überliefern!" sagte Lartig höhnisch. „Glaubst Du, daß wir so einfältig sind, ihn zu schonen, wenn wir an den Galgen müssen?"

„Meinen Sohn ausliefern!" murmelte Amata. „Meinen Sohn in den Händen des Scharfrichters sehen! O mein Gott, mein Gott!"

„Nun denn, wenn Du das nicht haben willst, Amata, so laß uns entfliehen!" drängte Lartig. „Wir nehmen ihn mit uns nach Amerika; dort ist er sicher vor der verwirkten Strafe."

„Nein, Elender!" schrie Amata, ihr tiefes Grauen vor dem Lose ihres einzigen Kindes besiegend. „Mein Herz kann brechen, aber das Verbrechen beschützen wird es nie, wenn auch —"

Verdier trat in diesem Momente, Amata's Rede durch eine gebieterische Handbewegung unterbrechend, vor. „In diesem Falle werden Sie das Haus nicht lebend verlassen!" sagte er ruhig, während er eine Pistole aus seiner Brusttasche zog und sie gegen die Brust der geheimen Agentin richtete.

Auch Amata riß nun ihren Revolver aus ihren Kleidern hervor.

Zu spät! denn schon hatte Verdier losgedrückt und Amata sank, von der Kugel durchbohrt, auf den Boden hin.

Fast zu gleicher Zeit ertönten heftige Schläge gegen das Hausthor unten.

„Zum Teufel, sie hat ihre Agenten hinter sich!" schrie Lartig. „Nimm das Geld zu Dir, Verdier und folge mir so rasch als Du kannst in den Garten der Frau Dubieff. Dort sucht uns niemand!"

Der stumme Domenikus schloß sich den beiden auf ihrer Flucht an. Obwohl er sich keiner Schuld bewußt war, versetzten ihn dennoch die aufregenden Hammerschläge gegen das Thor in eine unbeschreibliche Angst und Bestürzung. Er fand es am besten, das Beispiel seiner Herren zu befolgen und dem unbekannten Unheil zu entfliehen. Lartig sperrte hastig die Mauerpforte auf und trat mit seinen Gefährten in den Garten der Frau Dubieff.

„Wohin aber jetzt?" fragte Verdier, nachdem die rettende Thüre wieder verschlossen war.

„Wir müssen entweder einen Weg durch das Haus suchen oder die Mauer auf der anderen Seite des Gartens überklettern," sagte Lartig. „Wir haben ja die ganze Nacht vor uns. Lassen wir vor allem den Lärm da drüben verhallen. Mut, Verdier! Jetzt, da Amata tot ist, macht mir das ganze Heer der Polizeispione keine Furcht mehr!"

43.

Silvan und Galonbert waren die ersten, welche in das Haus des falschen Kapitäns van Brook eindrangen, nachdem es endlich gelungen war, das massive Schloß des Thores zu erbrechen. Sie suchten mit ängstlichem Eifer nach ihrer Vorgesetzten und fanden sie endlich in ihrem Blute liegend, tödlich verwundet, wie es schien, aber völlig ihrer Sinne mächtig. Galonbert wollte sie vom Boden aufrichten, doch sie wies ihn mit schwacher Hand zurück. „Denkt nicht an mich!" hauchte sie kaum vernehmlich. „Laßt die Elenden nicht entfliehen. Sie sind in den Garten der Frau Dubieff gedrungen. Dieser Garten muß ganz in der Nähe dieses Hauses sein. Sucht im Hofe nach einer Thüre. Schießt eure Revolver los, allarmiert die Nachbarschaft, fragt nach dem Garten der Frau Dubieff. Thut alles, was ihr wollt und könnt, nur laßt mir die Verbrecher nicht entwischen."

Die beiden Freunde stürzten die Treppe hinab, um die letzten Befehle zu vollführen, die ihnen wohl ihre gute, freundliche Herrin gegeben hatte. Sie zündeten alle mitgebrachten Fackeln an und durchspähten den Hof und den daran stoßenden Garten. Die Mauerpforte blieb ihnen nicht lange verborgen, mit einem Freudenschrei stürzten sie darauf los und nach wenigen Minuten war auch diese Thüre eingebrochen. Der Lärm, welchen diese Manipulation verursachte, drang befremdend und erschreckend an das Ohr der Frau Dubieff. Sie vernahm ganz deutlich, daß das verdächtige Geräusch aus ihrem Garten herkam. Eilig rief sie ihre beiden Hausknechte und den Gärtner aus dem Hinterhause und befahl ihnen nachzusehen, was es denn eigentlich gäbe.

Die drei Männer langten im gleichen Momente im Garten an, als die Polizisten die Mauerpforte gewaltsam geöffnet hatten und nun nicht wenig Mühe anwenden mußten, um durch das dichte Gezweige des Epheus einen Weg zu finden.

„He — was sucht ihr denn hier herüben!" rief der Gärtner etwas bestürzt den vielen dunklen Gestalten zu, die in den Garten eindrangen. „Wer seid ihr?"

„Wir kommen im Namen des Gesetzes," antwortete Galonbert, während er sich dem Gärtner näherte. „Es sind mehrere gefährliche Verbrecher durch diese Thüre zu euch herüber entflohen und wir wollen sie nun einfangen. Hat der Garten noch einen anderen Ausgang?"

„Nur einen durch das Haus!"

„Ist jenes Thor wohl verschlossen?"

„O das versteht sich, mit Schloß und Eisenstangen, da es ja direkt auf die Straße hinausführt."

„Gut!" sagte Galonbert befriedigt. „Dann können uns die Schurken nicht entwischen."

„Wäre es nicht klug, auch alle Thüren zu schließen, die vom Garten aus in die Wohngebäude führen?" fragte einer der Hausknechte. „Wenn die Spitzbuben gejagt werden, so könnten sie leicht in das Haus dringen und Gott weiß, was für Unheil und Schrecken dort anrichten!"

„Ein vortrefflicher Rat!" rief Galonbert. Wir geben euch also fünf Minuten Zeit für eure Maßregeln — und dann geht die Hetzjagd los."

Lartig und Verdier hatten dieses für sie so wenig tröstliche Gespräch deutlich vernommen. Sie kauerten ganz in der Nähe hinter einem kleinen Gartenpavillon, denn die noch kahlen Bäume und Gebüsche boten nirgends ein sicheres Versteck.

„Wir müssen uns gefangen geben!" flüsterte Lartig. „Verkaufen wir unser Leben wenigstens teuer!" Die beiden Verbrecher zogen ihre Revolver hervor und hielten sie in Schußbereitschaft. Der stumme Domenikus kauerte mit weitaufgerissenen, schreckensstarren Augen an der Seite seiner Gebieter. Seine beschränkten geistigen Fähigkeiten erlaubten ihm nicht, die Situation klar zu überblicken. Er sah, daß seine Herren Furcht hatten und das erregte auch in seiner Brust die ängstlichsten Gefühle.

Die von Galonbert bewilligten fünf Minuten waren verflossen. Die Polizeiagenten verteilten sich im Garten und durchsuchten ihn wie Hunde, die nach einem köstlichen Wilde spähen. Bald hatten sie auch den Versteck der Verbrecher entdeckt, aber gleichzeitig flogen ihnen auch Revolverkugeln daraus entgegen, die einen von ihnen leicht an der Schulter verletzten. Die Polizeiagenten wurden durch das Blut, welches aus der Wunde ihres Gefährten drang, aber nur zu größerem Eifer entzündet. Sie drangen in geschlossener Reihe gegen die Verfolgten vor und hatten sie bald ergriffen und entwaffnet. Sie banden Verdier und dem falschen Kapitän die Hände mit Stricken zusammen und führten sie vor die verwundete Amata. Den Stummen mußten sie unter Bewachung im Hofe zurücklassen, da ihn aus Entsetzen heftige Krämpfe ergriffen hatten.

Fast im selben Momente mit Lartig und Verdier betrat auch der Polizeidirektor das Zimmer, wo Amata noch immer auf den Boden hingestreckt lag. Mit einem Rufe der Ueberraschung und der Bestürzung erkannte er seine geheime Agentin unter den blutüberströmten, männlichen Kleidern. Er hob sie mit eigenen Armen auf und bettete sie auf einen Divan. Dann schickte er Silvan nach einem Arzte. „Amata — Sie sind's!" sagte der Polizeidirektor in tiefer Bewegung, als sie ihn mit völlig bewußtem Blicke ihrer großen, unergründlich tiefen Augen ansah.

„Ja — ich!" sagte sie mit leiser Stimme. „Ich versprach Ihnen, Lartig zu überliefern. Dort steht er und mit ihm Verdier, sein gefährlicher Bundesgenosse. Heute ist Mittwoch — habe ich Ihnen nicht gesagt, daß dieser Tag die Entscheidung bringen würde?"

„Wir sind aber nur zu zweien hier!" rief Lartig mit einem wilden Hohnlachen. „Es fehlt der dritte, der Thätigste in unserem Bunde — und glaube nicht, Amata Joubert, daß wir seinen Namen verschweigen werden!"

„Das weiß ich wohl, Lartig!" erwiderte Amata, ihr Haupt erhebend. „Und ich verlange es auch nicht von Dir. Sei ruhig — ich — ich selber will den Schuldigen der Gerechtigkeit überliefern." Amata zog die Schriften, welche die beiden Erbinnen betrafen, aus ihren Kleidern hervor und überreichte sie dem Polizeidirektor. „Diese Dokumente beziehen sich auf ein uns unbekannt gewesenes Verbrechen jener Elenden," sagte sie. „Es handelt sich um den Raub einer großen Erbschaft durch Ermordung der beiden Erbinnen. Das eine der Mädchen, Felicitas Dharville, ist bereits durch die Einatmung von Blausäure aus dem Wege geräumt worden, das andere, Maria Bressol, schwebt in der dringendsten Gefahr, denn sie atmet gerade jetzt dieselbe Luft mit ihrem Mörder ein. Kommen Sie mit mir zu Maria Bressol, Herr Polizeidirektor. Dort werde ich Ihnen den dritten Schuldigen übergeben, den Mörder der Sängerin Oktavia, den Mörder der auf dem Friedhof gefundenen Frau, den Mörder endlich des Mannes, der in einem Mietwagen erdolcht wurde."

„O endlich, endlich!" rief der Polizeidirektor freudig aus. „Endlich werden wir der Stadt Paris dieses Ungeheuer zeigen können, während er das Schafott betritt!"

Amata verhüllte ihr Antlitz mit den Händen und brach in ein konvulsivisches Schluchzen aus. Aber nur wenige Sekunden dauerte die Herrschaft dieses Schmerzensausbruches über ihren starken Geist. Sie richtete sich wieder straff empor. „Kommen Sie!" sagte sie, den Arm des Polizeidirektors ergreifend.

„Aber Sie sind verwundet!" wandte er ein. „Sie vermögen sich nicht auf den Füßen zu erhalten. Und ich habe nach dem Arzte geschickt — wir müssen wenigstens dessen Ankunft erwarten."

„O, mir hilft kein Doktor mehr!" rief Amata ungeduldig. „Es ist das Leben, welches unaufhaltsam meiner Wunde entströmt. Lassen Sie mich meine letzte Pflicht erfüllen. Die Minuten sind kostbar, ich weiß nicht, wie viele mir noch gehören! Kommen Sie, kommen Sie. Wenn ich nicht gehen kann, so mag man mich tragen in das Haus Bressol. Aber hin muß ich um jeden Preis!"

Silvan und Galonbert übernahmen es, ihre sichtlich sterbende Vorgesetzte in den Wagen hinabzuführen, welcher den Polizeidirektor hergebracht hatte. Der Letztere gab dem Kutscher die Adresse Ludwig Bressol an und bestieg dann gleichfalls den Wagen. Er stellte während der Fahrt einige Fragen an Amata über den langgesuchten Doppelmörder, er wollte dessen Namen und nähere Verhältnisse wissen. Doch Amata antwortete mit ihrer völlig erloschenen Stimme immer nur: „Bei Bressol sollen Sie alles, alles erfahren — bei Bressol wird Amata Joubert ihre letzte und schwerste Pflicht erfüllen!"

44.

Ludwig Bressol mußte sich endlich mit seiner Familie, mit Moritz und dem Notar, welcher den Heiratskontrakt abfassen sollte, zum Souper setzen, da es schon zehn Uhr geschlagen hatte, ohne daß die ungeduldig erwartete Frau Rosier erschienen wäre.

Es war eine stille und nachdenkliche Gesellschaft, die da beisammen saß in dem hellerleuchteten Speisesaal an dem blumengeschmückten Tische. Valentine befand sich in einem Zustande, der an völlige Verzweiflung grenzte. Je näher die Vermählung ihrer Tochter

mit Moritz heranrückte, um so tiefer empfand sie die Unmöglichkeit, ihre Eifersucht, ihren Zorn und Schmerz unter der Maske ruhiger Gleichgültigkeit noch länger zu verbergen — zu gleicher Zeit wußte sie aber auch, daß sie nicht das mindeste unternehmen durfte, um diese verhaßte Hochzeit zu hintertreiben. Sie mußte das Unerträgliche eben doch ertragen und an sich vorübergehen lassen. Moritz war ärgerlich über das lange Ausbleiben seiner Mutter, welches er dem aus tausend Gründen so lebhaft verwünschten Polizeidienste zuschrieb. Maria schwebte in banger Erwartung, ob Albert wirklich kommen und sie von dem aufgezwungenen Bräutigam befreien würde. Und Ludwig Bressol endlich hatte ein ganz eigenes Unbehagen im Herzen. Warum konnte er sich nicht freuen darüber, daß seine Tochter seinen Bitten nachgegeben hatte und ihm zuliebe sich nun ruhig in die Verbindung mit Moritz fügte? Ach, er hatte eben einst doch von einem anderen Bräutigam für seine liebliche Maria, für seine einzige Erbin geträumt, als von einem Jüngling von dunkler Abkunft, und dessen Charakter, trotz aller äußeren Liebenswürdigkeit, ihm ein fast instinktives Mißtrauen einflößte. Vergebens sagte sich Bressol, welche Großmut es von Moritz war, daß er Maria retten wollte vor der ihrem Leben drohenden Gefahr. Der Argwohn blieb doch in einem Winkel seines Herzens zurück und vergiftete ihm die Freude an dem heutigen Familienfeste. — Der einzige Unbefangene in der Gesellschaft, der alte Notar, bemühte sich vergebens, eine Unterhaltung anzuknüpfen, das Gespräch stockte immer wieder und die Tischgenossen saßen kalt und schweigsam nebeneinander.

Ein Klingeln am Hausthore machte Moritz heftig von seinem Sitze aufspringen. „Meine Mutter — endlich!" murmelte er mit einem Atemzug der Erleichterung.

Aber statt der Frau Rosier wurden von dem Bedienten folgende Namen gemeldet: „Herr Paul Gibray, Herr Albert Gibray, Graf Smoiloff und Doktor Ibranoff!"

Valentine stieß einen leisen Schreckensruf aus, als sie den Namen ihres einstigen Geliebten und nunmehrigen Feindes aussprechen hörte.

Moritz runzelte mit einem haßfunkelnden Blicke die Augenbrauen. — War Albert dem Tode entronnen, um seinen Plänen zum drittenmale hindernd in den Weg zu treten? Ludwig Bressol war etwas betroffen über den unerwarteten Besuch. Nur Maria lächelte seelenvergnügt vor sich hin und konnte es kaum erwarten, bis Albert, den sie so lange nicht wieder gesehen hatte, die Schwelle des Saales betreten würde. Der junge Gibray erschien auf den Arm seines Vaters gestützt. Er war noch etwas bleich und hager, aber Lebensmut und Freude blitzten ihm aus den Augen.

Als er Maria erblickte, die sich von ihrem Sitze erhoben hatte und ihm, lächelnd und weinend zugleich, beide Hände entgegenstreckte, da riß er sich von seinem Vater los, eilte hin zu ihr und schloß sie ohne Rücksicht und Bedenken in seine Arme. „Endlich, endlich sind wir vereint!" rief er mit lauter, kräftiger Stimme.

„Mein Herr, was soll das heißen!" schrie Moritz zornig auf. „Was erlauben Sie sich gegen meine Braut?"

Albert gab seinem Nebenbuhler keine Antwort. Er führte Maria zu ihrem Vater hin und sank dort mit ihr langsam auf die Kniee.

„Ich werbe um die Hand Maria's, die ich mit des Himmels Hilfe zweimal dem sicheren Tode entrissen habe!" sagte er feierlich. „Wir lieben uns — wir müßten beide zu Grunde gehen, wenn wir wieder getrennt würden. Herr Bressol — den ich so gerne Vater nennen möchte — was antworten Sie auf meine heiße Bitte?"

„Ich schließe mich der Werbung meines Sohnes an," sagte der todesbleiche Herr von Gibray. „Ich bitte für ihn um Maria's Hand."

„Und ich garantiere für sein Leben und die völlige Wiederherstellung seiner Gesundheit," fügte der Professor Ibranoff hinzu.

Aber was mehr als alles zu Bressols Herzen sprach, das war die leise, flehende Stimme seines einzigen Kindes.

„Vater — ich werde sterben, wenn ich Albert nicht lieben und besitzen darf!" hauchte die errötende, selig verwirrte Maria.



Römer im Laden um ein Gefäß feilschend. (Mit Text.)

Bressol umschlang die Liebenden, vereint wie sie waren, mit seinen Armen. „Meine Kinder, meine lieben Kinder!" sagte er bewegt. „Gehört euch an und seid glücklich. Du hast mir meine Tochter zweimal dem Tode entrissen — wie könnte ich sie Deiner Liebe vorenthalten, Albert? Vor Deinem Rechte muß jeder andere Anspruch weichen. Und Herr Vasseur wird dies gewiß selbst einsehen. Er wird zurücktreten, von —"

Der abermalige Eintritt des Dieners unterbrach Bressol.

Der alte Josef, welcher dem Hause Bressol schon seit langen Jahren seine treuen Dienste widmete, war sichtlich aus seiner gewöhnlichen Fassung gebracht —

„Frau Rosier — und der Herr Polizeidirektor!" meldete er mit zitternder Stimme.

„Der Polizeidirektor!" rief Bressol erstaunt. — „Was soll das heißen?"

Auch an Moritz' Ohr war das Wort „der Polizeidirektor" wie ein allarmierender Kanonenschuß gedrungen. Da er durchaus keine Ahnung davon hatte, daß ihn seine Mutter bei Abholung des verhängnisvollen Briefes auf dem Postamte gesehen und erkannt hatte, war auch nicht einmal die leiseste Befürchtung einer Gefahr in seinem Inneren wach gewesen. Um so heftiger erschreckte ihn nun die Meldung des Dieners: „Frau Rosier und der Herr Polizei-

direktor." Was hatte seine Mutter in Begleitung ihres Chefs bei Bressol zu suchen? Aber ehe er auch nur an eine Selbstbeantwortung dieser Frage denken konnte, erschien Amata Joubert schon auf der Schwelle der Thüre. Sie bot einen furchtbaren Anblick dar mit ihren blutbefleckten Kleidern und ihrem leichenfahlen Antlitz. Schwer stützte sie sich auf Silvan und Galonbert, während der Polizeidirektor, mit seiner Amtsschleife geschmückt, ihr knapp auf dem Fuße folgte.

Ein Schrei aus Maria's und Valentinens Munde folgte dem Erscheinen Amata's. Moritz hatte sich mit verzerrtem Gesichte empor. Er lief zu seiner Mutter hin und fing sie gerade noch zu rechter Zeit in seinen Armen auf, sonst wäre sie auf den Boden hingestürzt.

Amata klammerte sich fest an Moritz und sah ihm durchdringend und unverwandt in die Augen. Und er verstand den mütterlichen Blick, er beugte das Haupt, wie vor der Anklage eines Richters, er wußte, daß er entdeckt und verloren war.

Amata zog rasch ihren Revolver hervor und drückte ihn in die Hand ihres verbrecherischen Sohnes.



Die ersten Veilchen. (Mit Text.)

hoben und starrte auf seine Mutter hin. Ludwig Bressol selbst hatte der Schreck stumm und unbeweglich gemacht. Amata's umflortes Auge suchte unter den Anwesenden. — Als sie den mit Verbrechen schwer beladenen Sohn entdeckt hatte, machte sie sich von Silvan und Galonbert los und trat schwankend einige Schritte weiter in den Saal hinein. „Ich komme spät — aber ich komme doch, Herr Bressol," sagte sie mit einer Stimme, in welcher ein unbeschreibliches Wehe zitterte. „Ich habe meinem Sohne einige Worte zu sagen. Moritz — hieher zu mir!" der Jüngling fuhr aus seiner Erstarrung

„Nimm — richte Dich selbst! dies der letzte Liebesdienst Deiner Mutter!" flüsterte sie ihm zu, während sie ihn aus ihren Armen entließ.

Es fiel in der nächsten Minute ein Schuß — Moritz sank mit zerschmetterter Hirnschale auf die Parketten des Saales nieder. Ein mehrstimmiger Schreckensruf folgte dem Selbstmorde.

Aber was war das für ein einschneidendes, seltsames, grauenerregendes Lachen, welches angesichts der blutigen Leiche plötzlich durch das ganze Haus schallte?

Das Lachen kam aus Valentinens Munde.

Professor Ibranoff näherte sich der schönen, marmorbleichen Frau und blickte ihr forschend in die Augen.

„Mein Gott — sie ist wahnsinnig!“ sagte er leise.

„Und diese Arme hier ist tot!“ rief der Polizeidirektor, während er Amata, die er bis jetzt stützend umfaßt hatte, neben Moritz auf den Boden niedergleiten ließ. Es bleibt kein Zweifel mehr — ihr Sohn war ein Ungeheuer, ein vierfacher Mörder. Sie entdeckte wahrscheinlich erst während der letzten Stunden seine Schuld und da sie ihn abgöttisch liebte, entzog sie ihn dem Arme der irdischen Gerechtigkeit, indem sie ihm die Todeswaffe in die Hand drückte. Wer möchte rechten mit der letzten Schwäche dieses armen, zerrissenen Mutterherzens?

45.

Frau Dubieff hatte einen heftigen Schrecken empfunden über das Einfangen gefährlicher Verbrecher in ihrem Garten, und über die Entdeckung der Mauerpforte, deren Existenz ihr völlig unbekannt gewesen war.

„Wie leicht hätten jene Elenden in mein Haus dringen können!“ dachte sie unter bangem Schauder vor der überstandenen Gefahr. „Wie leicht hätten sie es hier gehabt, mich zu berauben und zu ermorden oder sonst ein Verbrechen zu begehen. Aber das ist eine Warnung für mich! Gleich morgen früh will ich den Tischler rufen lassen, damit er die in den Garten führenden Thüren mit Laden versieht, die man abends schließen kann. Und jene Pforte in der Mauer muß auch auf solidere Weise versperrt oder am besten ganz zugemauert werden. Es wäre zu traurig, wenn man sich nicht einmal im eigenen Hause mehr sicher fühlen dürfte.“

Frau Dubieff ahnte nicht, daß ihre Vorsicht zu spät kam, daß die Verbrecher schon in der vorigen Nacht ihrem Hause einen Besuch abgestattet hatten, der ihren Liebling Felicitas so plötzlich auf die Bahre hinstreckte. Es war völlig still im Institutsgebäude geworden. Außer Frau Dubieff wachte wohl niemand mehr, weder in den Schlafsälen der Zöglinge noch in den Zimmern der Lehrerinnen und der Dienerschaft.

Aber nein; ein Augenpaar war doch noch offen, und das gehörte der Nonne an, welche am Sarge der entseelten Felicitas betete. Die junge Tote lag völlig unentstellt in ihrem jungfräulich weißen Kleide da. Ihre Augen waren wie zu einem sanften Schlummer geschlossen und von ihren Lippen hatte nicht einmal der Tod die Purpurfarbe ganz verscheuchen können, durch welche sie sich im Leben so vorteilhaft ausgezeichneten.

Die Nonne ließ die Perlen ihres Rosenkranzes unablässig durch ihre Finger gleiten. Sie hatte sich mit dem Rücken gegen den Sarg gesetzt; denn wenn sie auch mit dem Tode vertraut war und schon zahllose Nächte in ähnlicher Weise wie heute zugebracht hatte, so vermied sie es doch gerne, das Antlitz dieses jungen Mädchens zu betrachten, welches ihr ein unwillkürliches und tiefes Mitleid einflößte. „Ist es nicht schade, daß so viel wunderbare Schönheit, eine so auserwählt herrliche Gestalt im Grabe vermodern soll —?“ mußte sie sich immer wieder fragen.

Ein leises Geräusch, wie von einem Atemholen oder Aufseufzen, in dem stillen Gemache doppelt hörbar, ließ die Nonne plötzlich heftig auffahren von ihrem Sitze.

Sie wußte, daß dieser unerklärliche Laut hinter ihrem Rücken herkam, von dem Sarge; doch sie wagte sich nicht umzublicken. Zum erstenmal erfuhr sie, wie die ihr bisher völlig fremde Furcht vor Gespenstern das Haar auf dem Kopfe sträuben machen kann. Das Geräusch wiederholte sich — es wurde stärker und ununterbrochener und dann rauschte es wie vom Bewegen seidener Gewänder.

Die Nonne raffte endlich alle ihre Willenskraft zusammen und bezwang ihre Furcht so weit, daß sie sich langsam nach der Leiche herumwandte. Ein Schrei durchzitterte gleich darauf das Zimmer des Todes und wie vom Blitze getroffen stürzte die Nonne auf ihre Kniee hin.

Felicitas saß aufrecht in ihrem Sarge und blickte mit furchtsamen, weitgeöffneten Augen um sich.

Frau Dubieff hatte den Schrei der Nonne vernommen. Sie kam in das zweite Stockwerk heraufgestürzt und öffnete die Thüre zu Felicitas Zimmer.

Und auch sie schrie nun entsetzt auf, als sie das junge Mädchen aus dem Sarge steigen und auf sich zuschwanken sah.

„Ein Wunder!“ rief die Nonne, sich bekreuzend. „Die Tote ist auferstanden!“

Aber das Wunder war nur ein scheinbares. Die Blausäure, welche der unerfahrene Chemiker Verdier bereitet hatte, war nicht stark genug gewesen, um den Tod durch bloße Einatmung herbeiführen zu können. Felicitas leichenähnlicher Zustand hatte nur in einem tiefen Starrkrampf seinen Grund gehabt — und nun war sie jeder Gefahr entronnen, war dem Leben wiedergegeben und dem Glücke.

Frau Dubieff gewann allmählich ihre Fassung wieder. Sie führte die Wiedererwachte mit Hilfe der Nonne vor allem in ihr eigenes Zimmer hinab, um ihr den aufregenden Anblick des Sarges und der brennenden Wachskerzen zu entziehen.

Und kaum hatte sich Felicitas auf den bequemen Divan hingestreckt, welcher der Frau Dubieff während des Tages zum Ausruhen diente, so verfiel sie in einen wohlthuenden Schlaf, der bis zum nächsten Mittag anhielt.

Paul Gibray saß an Felicitas Lager, als sie die Augen endlich wieder aufschlug. Er nannte sie unter heißen Küssen seine Tochter, er versprach ihr eine Zukunft voll Glück und Freude und führte ihr zwei Geschwister zu, Albert und die überselige Maria, die nun in der verloren geglaubten Freundin eine zärtlich geliebte und liebende Schwester wiederfand!“

46.

Vier Monate später versammelte sich der Hof der Assisen in Paris, um über Verdier und Lartig das entscheidende Urteil auszusprechen. Es lautete auf „Tod durch den Strang!“

Die beiden Verbrecher appellierten nicht einmal an den höheren Gerichtshof wegen Abänderung dieses ersten Ausspruches. Sie wußten, daß es doch vergeblich gewesen sein würde und zogen es vor, wenn sie überhaupt sterben mußten, ein rasches Ende zu finden. Die Exekution an ihnen wurde drei Tage nach der erfolgten Verurteilung in dem Hofe ihres Gefängnisses vollzogen.

Der stumme Domenikus wurde in Freiheit gesetzt, da die beiden Verbrecher ihn durch ihr Zeugnis von jedem Verdachte der Mitschuld an ihren Thaten entlastet hatten.

Michael Bermont und Chauvin wurden nicht mehr in London gefunden, als die Polizei ihren Arm nach ihnen ausstreckte. Sie mußten gewarnt worden sein und hatten die Flucht nach Amerika ergriffen.

Die kolossale Hinterlassenschaft Armand Dharville's ging ungeschmälert in den Besitz der beiden Erbinnen Felicitas und Maria über.

Der Fürst Romanzoff, derselbe, der Lartig zu dem Morde an der jungen Gräfin Kurawieff gedungen hatte, starb in Petersburg an einer eben so langwierigen als qualvollen und gräßlichen Krankheit. Die himmlische Gerechtigkeit bestrafte endlich denjenigen, den der Arm der irdischen Richter nicht hatte erreichen können.

Valentine überlebte den Tod Moritz Vasseur's nur wenige Wochen. Sie verschied in einem Irrenhause während eines heftigen Deliriumanfalles.

Ein Jahr nach dem Tode der schönen, schuldigen Frau trat ihre Tochter Maria an den Traualtar mit Albert Gibray. Liebe und Herzensglück hatten den beiden jungen Menschen Gesundheit und blühende Farben wiedergegeben. Ludwig Bressol und Paul Gibray fühlten sich neu verjüngt in dem Anblick ihrer glücklichen Kinder.

Aber auch noch ein zweites Brautpaar segnete der Priester in derselben Stunde und in derselben Kirche zum ewigen Bunde ein; die schöne, dunkellockige Felicitas und den jungen Grafen Iwanov Smoiloff Kurawieff. Den ahnenreichen, stolz gesinnten Grafen hatte die Liebe alle Standesvorurteile und Familienrücksichten vergessen lassen und er fühlte sich hochbeseligt, als die bürgerliche Felicitas seine Werbung um ihre Hand nicht zurückwies.

Magdalena hat sich in ihr Heimatsdorf zurückgezogen. Sie lebt dort in behäbigem Wohlstand, denn ein Schreiben, welches die unglückliche Amata während der letzten Stunden vor ihrem Tode verfaßt hatte, setzte Magdalena zu ihrer Haupterbin ein.

Magdalena hatte jedoch an Silvan und Galonbert eine Jahresrente von je tausend Franken auszuzahlen.

Die beiden Freunde sagten dem Polizeidienste Lebewohl, nachdem sie dieses ungehoffte Glück erfahren hatten. Sie lebten einträchtig wie früher in Paris und verzehrten friedlich ihren Jahresgehalt, der für ihre geringen Bedürfnisse mehr als genügend hinreichte. Sie wanderten fast jede Woche nach dem Friedhof, um an Amata's Grabe zu beten und es mit Blumen zu schmücken. Sie bewahrten der unglücklichen Frau das dankbarste Andenken dafür, daß sie nicht nur ehrliche Menschen aus ihnen gemacht, sondern sie auch durch die Sicherstellung ihrer Zukunft für immer vor der Versuchung bewahrt hatte, jemals wieder abzuweichen von dem Pfade des Rechtes und der Bürgerpflicht.

Weshalb sie zur Mörderin wurde.

(Schluß.)

Seine Aussagen schienen nicht den geringsten Eindruck auf Giulia zu machen, denn sie bewahrte ihre kalte Ruhe, eine Ruhe, die in fürchterlichem Kontraste zu ihren weichen, kindlichen Zügen stand. Ihre Hände, die sie gefaltet hatte, erschienen so fein und klein, daß man sich gar nicht vorstellen konnte, daß dieselben die Mordwaffe geschwungen.

Noch weitere Zeugen wurden vernommen und dann festgestellt, daß die blutigen Kleidungsstücke Giulia gehörten, und das Messer, mit welchem die blutige That vollbracht war, Giovannis Eigentum gewesen. Es war zweifellos: Giulia hatte Giovanni getötet. Aber warum hatte sie es gethan? Man mußte Mitleid mit dem schönen, jugendlichen Wesen haben, und man konnte sie unmöglich für die Verbrecherin halten, es sei denn, daß irgend eine furchtbare Schmach sie getroffen hatte.

„Giulia, Saviera's Weib!" wandte sich der Richter an die Angeklagte. „Bevor ich das Urteil spreche, haben Sie das Recht, sich zu verteidigen, oder durch ein offenes, reuiges Geständnis eine Milderung der Strafe zu erwirken. Was haben Sie zu sagen?"

„Nichts!" entgegnete sie fest.

„Bekennen Sie sich dieses Mordes schuldig?"

„Ja!"

„Empfinden Sie keine Reue über ihre That?"

Zum ersten Male schlug sie den Blick empor und man gewahrte ein Augenpaar, in dem ein verzehrendes Feuer brannte.

„Nein!" antwortete sie dann bestimmt.

„Wünschen Sie nicht, daß die That ungeschehen wäre? Daß Ihr Gatte wieder lebe und Sie unschuldig an seinem Tode seien?"

„Nein! Wäre er noch am Leben, würde ich ihn ermorden!"

Sie sprach diese Worte in einem leidenschaftlichen, stark mit ihrer bisherigen Ruhe kontrastierendem Tone. Sie war schrecklich, aber unbeschreiblich schön in diesem Augenblicke.

„Wollen Sie uns die Beweggründe, welche Sie zu diesem Morde hatten, mitteilen? Quälte Sie Giovanni vielleicht mit seiner Eifersucht?"

Sie lachte bitter auf und sagte, den Kopf schüttelnd:

„Giovanni eifersüchtig! Ha!"

„Haben Sie nichts zu Ihrer Entschuldigung zu sagen, nichts, was Ihr Urteil mildern könnte?"

„Ich brauche keine Milde."

„Wann tauchte der Gedanke, Ihren Gatten zu ermorden, zuerst in Ihnen auf?"

„Erst zwei Tage vor Ausführung der That."

„Und bis dahin liebten Sie Giovanni?"

Ein flammendes Rot bedeckte bei dieser Frage ihr Gesicht, und Thränen schienen in ihren Augen zu glänzen. — Im nächsten Moment war sie jedoch wieder eisig kalt.

„Das Urteil wird in einigen Tagen gefällt werden!" sagte der Richter mit feierlichem Ernst. „Pater Rinaldo soll mit Ihnen sprechen, vielleicht kann er Sie zu größerer Aufrichtigkeit bewegen und mildernde Umstände erwirken!"

„Ich habe alles gesagt!" versetzte sie kalt.

Der Richter seufzte und schüttelte kummervoll sein graues Haupt.

„Führen Sie die Gefangene in ihre Zelle zurück!" befahl er dem Gerichtsdiener. „Sie hat ihre Schuld eingestanden und das Urteil kann gefällt werden!"

Giulia wandte sich mit der Haltung einer Königin der Thür zu. Da warf sich ihr ihre Mutter zu Füßen und rief, ihre Kniee umklammernd: „O Giulia, Giulia, mein einziges, süßes Kind. Sonne meines Lebens. Sage mir nur ein Wort des Trostes, ehe Du in den Kerker zurückkehrst, sage, daß Du bereuest und dann wird Dir der Allgütige Deine schreckliche That vergeben. Sage nur etwas, was Dich entschuldigt und Deine Schuld mildert und ich will Dich an mein Herz drücken; denn Du bist ja noch immer mein geliebtes Kind. Du mußt irrsinnig gewesen sein, außer Dir — Du wußtest doch nicht, was Du thatest! Ach, als Du noch so ganz klein warest und in meinen Armen ruhtest, als Du, ein rosiges Mädchen, mich zu meiner Arbeit begleitetest, als Du, eine glückliche Braut, am Altare standest: wie hätte ich da ahnen können, daß mir beschieden sein würde, Dich als schwere Verbrecherin zu sehen. Aber, was Du auch immer gethan hast, ich werde für Dich beten. O wenn Du nur meine unsäglichen Qualen erleichtern und uns beweisen würdest, daß Du nicht so grausam bist, wie die Leute glauben müssen. Sage uns, Giulia, o sage uns, warum hast Du es gethan?"

Da endlich schmolz das Eis. Bei der Mutter Frage erweichte ihr Herz. Ihr Busen wogte, ihre Augenlider hoben und senkten sich und ihre Lippen bebten.

Sie zog ihre Mutter fest an sich, schlang die Arme um ihren Nacken und hauchte:

„Mutter, o meine Mutter! Er verkaufte mich!"

Dann brach sie ohnmächtig zusammen. E. König.

Die Angelika, Engelwurz (Archangelica officinalis).

Diese Pflanze findet man an feuchten Stellen, sowohl in den Niederungen wie in den höheren Gebirgsgegenden wildwachsend, sie ist aber für die Kultur sowohl in qualitativer wie auch in quantitativer Hinsicht überaus lohnend. Diese Pflanze hat einen 1—1¼ Meter hohen, dicken hohlen Stengel mit breiten, doppelt gefiederten Blättern und gelblich grünen Blumendolden. Die Wurzel, welche als ausgezeichnetes Heilmittel sehr hoch geschätzt wird, ist zwar der wirksamste Teil dieser Pflanze, doch sind auch die übrigen Teile reich an heilkräftigen Bestandteilen. Die Wurzel enthält einen stark gewürzhaft riechenden, bitterlich schmeckenden Pflanzenstoff, der zu den wirksamsten, stärkenden, die Nerventhätigkeit belebenden, schweißtreibenden und die Verdauung befördernden Mitteln gehört, findet in den Apotheken sehr häufig Verwendung, sowie sicheren Absatz für den, welcher sie mit Sorgfalt anbaut. Die Wurzel ist ferner noch zur Likörfabrikation und das Kraut zu Gemüse und zum Einmachen verwendbar.

Zur Likörbereitung werden die Angelikawurzeln rein gewaschen und wieder getrocknet, hernach zu möglichst feinen Scheibchen kreuz und quer geschnitten, damit sie die beigegossene Flüssigkeit schneller anziehen, die dann beim Pressen wieder um so reiner ausgepreßt werden kann. Diese so geschnittenen Wurzeln werden in einen Kolben gefüllt und der Branntwein mit einem Drittel Wasser zugegossen. Gerne werden die Kolben über die Dauer der Destillation an die Sonne in's Freie gestellt. Es ist jedoch nötig, die Kolben jeden Abend ins warme Zimmer zu bringen, damit keine Erkältung eintritt, was die Destillation stören würde. Obschon eine Beimengung von Pfeffer, Zimmt, Nelken und etwa noch Orangeschalen zum Wohlgeschmack und Güte des Likörs sehr viel beiträgt, so darf die Zugabe doch keine allzugroße sein, damit die Heilkraft und der Wohlgeruch der Angelikawurzel nicht beeinträchtigt wird, sondern immer vorherrschend bleibt. Bei wärmerer Jahreszeit und reichem Sonnenschein nimmt man an, daß nach 4 Wochen die Destillation beendet ist. Dann wird die Flüssigkeit abgegossen und die ganze Masse ausgepreßt, damit der Saft vollständig gewonnen wird. Gerade der ausgepreßte Saft ist am gewürzhaftesten. Damit jedoch diese Flüssigkeit nicht in mehrere Gefäße gegossen werden muß, wird sie in einen hiezu bestimmten Kolben gethan, wo oberhalb ein Filtrierhut und in Ermanglung dessen ein Filtrierpapier angebracht ist, durch welche die Flüssigkeit zu laufen und sich zu reinigen hat. Zu gleicher Zeit wird der nötige Zusatz von Zucker, welcher in warmem Wasser aufgelöst wurde, jedoch wieder erkaltet ist, der Flüssigkeit beigegossen. Man kann auch den mit Wasser aufgelösten Zucker an schwaches Feuer setzen und kochen lassen, wobei er sorgfältig abzuschäumen ist, und wenn die Flüssigkeit keinen Schaum mehr zeigt und sich vollständig geklärt hat, vom Feuer bringen und erkalten lassen.

Nachdem nun dieser Syrup ziemlich erkaltet ist, wird er mit der übrigen Flüssigkeit gemischt. Diesen Kolben läßt man, so lange die Gährung des Likörs noch fortdauert, schwach bedeckt, was immerhin nur einige Tage andauert; denn sogleich luftdicht verschlossen, könnte der Kolben zerspringen. Nach einigen Tagen kann der Likör in Flaschen gefüllt, luftdicht verschlossen und auf trockenem Sand oder Brettern, aber nicht auf Stein gelegt, jahrelang aufbewahrt werden.

Die Gemüsebereitung der Angelikapflanze. Als Gemüse ist das Kraut der Angelikapflanze sehr zu empfehlen. Das Abschneiden kann alljährlich mehreremal geschehen; man kann damit beginnen, sobald die Blätter erstarkt und im Besitze ihres eigentümlichen gewürzhaft riechenden und bitterlich schmeckenden Pflanzenstoffs sind. Nach dem Abschneiden wird das Kraut rein gewaschen, angebrüht und im Sud erhalten. Nach vorangegangenem Kochen wird die sogenannte Bräune mit Fleischbrühe oder Salzwasser beigegeben und als Würze noch Kümmel, Pfeffer und Salz beigemengt. Will man die jungen Stengel als Gemüse zubereiten, so müssen sie zuerst von ihrer Rinde befreit, dann in Stücke geteilt und können wie Spargeln zubereitet werden. Beim Abschneiden des Krautes ist wegen des Nachwuchses die Krone der Wurzel möglichst zu schonen.

Das Einmachen der Angelika-Stengel. Die Angelikastengel werden geschnitten, wenn sie am saftreichsten sind, dann von ihrer Rinde befreit, hernach entweder in lange Teile geschnitten und roh mit Zucker gegessen, wo sie zwar wegen des angenehmen Geschmacks schon genießbar sind, doch ist diese Verfahrungsart nur für den augenblicklichen Gebrauch und wird auch nicht von jedermann geliebt. Das eigentliche Verfahren beim Einmachen ist folgendes: Um die Wurzeln im gesunden vegetierenden Zustand zu erhalten, müssen auch die Stengel alljährlich, wenn sie im üppigsten Saftreichtum sind, abgeschnitten werden. Sobald sich Blüten an den Stengeln ansetzen, so ist es schon zu spät, da ist dann der Wurzel schon allzuviel Nahrung entzogen, die Wurzel ist dadurch kraftlos und als Heilmittel unbrauchbar geworden. Der Stengel wird ziemlich entfernt von der Wurzel abgeschnitten, hernach die Rinde abgelöst, das Mark freigelegt und solches in kurze Teile geschnitten. Zu 1½ Kilogramm Angelikastengel nimmt man 1 Kilogramm Zucker, den man zuvor im warmen Wasser auflöst. Nun wird zuerst am schwachen Feuer der Zucker gekocht, so lange noch ein Schaum, das ist der Unrat des Zuckers, sichtbar ist, der pünktlich abgeschöpft werden muß, weil er das Eingemachte verunreinigen würde und bald in Säure übergeht. Man nennt die Absonderung des Unrats Läuterung des Zuckers. Wenn je die Läuterung des Zuckers nicht vorgenommen werden wollte, so müßte mehr Zucker zugegeben und das Eingemachte länger gekocht werden. Wollte aber dennoch an Zucker gespart werden, so leistet je nach dem Vorrat des Eingemachten 1 bis 2 oder mehr Messerspitzen voll Salicylsäure außerordentlich gute Dienste und schützt das Eingemachte vollständig vor dem Sauerwerden. Ist der flüssig gemachte Zucker den Angelikastücken beigegeben, so wird die ganze Masse am schwachen Feuer so lange fortgekocht, bis die Angelikastücke zu sinken anfangen und kein Schaum mehr darin zu sehen ist, alsdann ist das Einkochen als beendigt zu betrachten. Die Masse wird behutsam zum Abkühlen in eine Schüssel gethan und nach diesem in Gläser gefüllt, die dann gut und fest verschlossen an einem trockenen aber kühlen Orte aufzubewahren sind. Diese eingemachten Angelika-

stengel sind nicht allein ein Leckerbissen, sondern auch ein sehr gesundes und magenstärkendes Mittel.

Zu Gemüse werden bei älteren Anlagen die jungen Pflanzenstengel Ende Mai oder Juni, aber nicht allzu nahe an der Wurzelkrone abgeschnitten, wo sie dann einen reichlichen Gemüseertrag geben. Wird der Boden im kraftvollen Zustand erhalten, so bilden sich sehr bald an den Wurzeln wieder junge Triebe, namentlich, wenn nach dem Abschneiden trockene Witterung eintreten sollte, man durch mehrmaliges Begießen den Boden in der erforderlichen Feuchtigkeit erhält und bei Magerkeit des Bodens ihn durch Begießen mit flüssigen Dungmitteln im besten Kraftzustand zu erhalten sucht. M. Fries.

Unsere Bilder.

Krakau Keine polnische Stadt trägt so sehr den ausgeprägten Charakter und Typus des Polentums, als Krakau, vormals Jahrhunderte lang die Residenz, Krönungs- und Begräbnisstätte der polnischen Könige und Hauptstadt des Freistaats, welcher im Jahre 1815 auf dem Wiener Kongreß geschaffen worden war. Krakau liegt in weiter Ebene an der Einmündung der Rudowa in die Weichsel und macht mit seinen vielen Türmen schon aus einiger Entfernung einen stattlichen Eindruck. Durch die im Dezember 1850 eingeweihte Franz-Josefs-Brücke ist Krakau mit dem jenseits der Weichsel liegenden Podgorze verbunden und begreift in seiner Ausdehnung von Westen nach Osten die Altstadt, Stradom, Kasimierz und mehrere Vorstädte. Früher war es mit Ringmauern, Wällen und Gräben befestigt, allein diese sind neuerdings niedergelegt und in Promenaden verwandelt worden; dagegen hat man auf den Anhöhen in der Umgebung der Stadt detachierte Forts angelegt und Krakau mit seinen 52,000 Einwohnern zu einem starken festen Waffenplatz umgeschaffen. Die Stadt breitet sich um den großen „Ring" oder Marktplatz herum aus, in dessen Mitte die „Tuchlaube" steht, ein geräumiger, von Karl dem Großen erbauter Bazar mit einem großen Ball- und Konzertsaal in seinem oberen Geschoß. An der Ostseite des Rings steht die schöne gotische Marienkirche aus dem 13. Jahrhundert, mit dem schönen von Veit Stoß geschnitzten Hochaltar. Weitere Sehenswürdigkeiten der Stadt sind noch die alte Burg, einst die Residenz der polnischen Könige mit der prächtigen Schloßkirche, einige weitere Kirchen und Klöster und die sogen. „Jagellonische" Universität, mit einer schönen Bibliothek und sonstigen wertvollen Sammlungen. O. M.

Humoristisches.



Von 12—1 Uhr ist keine Stunde.

Im Töpferladen. Noch heute bewundern wir selbst in den Scherben die schönen Leistungen der alten römischen Töpferei, sowohl nach ihrem vorzüglichen Material als nach ihren schönen edlen Formen und ihren echt künstlerischen Verzierungen. Was wir von solchen antiken Töpfergeschirren noch in archäologischen Museeen erhalten finden, das ist längst von unsern heutigen Meistern der sog. keramischen Kunst als meisterhaft und mustergültig, als „klassisch" nachgebildet worden. Es gab damals noch kein Steingut und Porzellan und die rote Sigelerde war das beste Material; darum legte der Töpfer auch einen so großen Wert auf die schöne Form und die reiche und geschmackvolle Ornamentik, und der Kunstsinn war unter dem Publikum hinreichend verbreitet, um dies zu würdigen. Darum kamen auch die Reichen und Angesehenen selber in die Töpferwerkstätten, um deren Waren zu mustern und auszulesen oder Bestellungen für Geschenke 2c. zu machen, wie wir es auf unserm vorstehenden Holzschnitt, der den Besuch zweier vornehmen Römer in einer Töpferbude des Forum boarium veranschaulicht sehen. O. M.

Die ersten Veilchen. Unserer Jugend macht es ein besonderes Vergnügen, die Veilchen, diese ersten Kinder des Frühlings, in Feld und Wiese und am Rain aufzusuchen und zu einem Sträußchen zu binden, womit man Andere erfreuen und überraschen kann. Auf unserem vorstehenden Bilde führt uns der Künstler ein hübsches kleines Mädchen vor, das, selbst eine Blüte des Lebenslenzes, die ersten Veilchen am Haag gesucht und zu einem Sträußchen gebunden hat, um Papa oder Mama damit zu erfreuen, und diese harmlose und liebevolle Beschäftigung sowie die ganze freundliche und anmutende Erscheinung dieses Kindes inmitten der sprossenden jungen Vegetation gibt ein überaus liebliches und naives Bild aus dem Kindesleben, welches ganz geeignet ist, in uns frohe Erinnerungen an die Tage unserer Jugend zu erwecken, wo wir den ersten Frühlingssonnenschein benützten, um in Feld und Wald die ersten Frühlingsboten zu pflücken. O. M.

Allerlei.

— „Doktor," klagte eine Mutter dem Arzte besorgt, „meine Tochter hat heute morgen einen Anfall bekommen und lag eine Stunde ohne Bewußtsein und ohne Verstand." — „Aengstigen Sie sich nicht," entgegnete der Doktor trocken, „es gibt Leute, die ihr ganzes Leben lang in diesem Zustande verharren und sich ganz wohl dabei befinden."

— Bankdirektor: „Aber Meister, dieser Schreibtisch ist doch gar zu leicht gearbeitet, — wie lange soll denn der halten?" — Tischler: „Der? — der hält viel läng r, als die Bank."

Ein Gegenwert der Staatsschulden. Man spricht wohl von den Staatsschulden, die sich gegenwärtig in Europa auf 120 Millionen Franken belaufen. Man sollte auch von den Errungenschaften reden, die wir unseren Nachkommen hinterlassen. Freiherr Amand von Schweiger-Lerchenfeld berechnet in seinem Lieferungswerke „Das eiserne Jahrhundert" (Wien, Verlag Hartleben, daß in den Eisenbahnen ein Kapital von 4,444,000,000 Pfund Sterling (88,880,000,000 Mark) steckt. Davon kommen auf Australien 58 Millionen Pfund, Belgien 61, Kanada 72, Spanien 79, Italien 108, Oesterreich 225, Rußland 309, Deutschland 467, Frankreich 494, England 770, die Vereinigten Staaten 1190. S.

— Der Württ. Gartenbauverein bringt in seinen „Mitteilungen an die Vereinsmitglieder" folgende Warnung vor Anwendung des Petroleums in der Gärtnerei: „Das Erdöl wird nicht selten als probates Mittel zur Vertilgung aller Insekten, besonders auch der Blattläuse, empfohlen. — Jeder Tropfen Erdöl, der auf einen jugendlichen Stamm oder Ast eines Baumes fällt, wird von der Rinde aufgesogen, wie Tinte vom Fließpapier. Wenn man daher diese Teile mit Erdöl bestreicht, so durchdringt es die verschiedenen Gewebsschichten, verhindert öfters das Aufsteigen des Saftes und bewirkt häufiges Abwerfen der Blüten und Früchte. Krautartige Triebe, damit bestrichen, sterben fast augenblicklich an den Spitzen ab und häufig tritt der Saft aus ihnen sogar zurück. Zwei Johannisbeersträucher, mit einer Gießkanne voll Wasser übergossen, in welches ein Viertelschoppen Erdöl geschüttet ward, ließen sämtliche Früchte fallen und viele Blätter daran verdorrten ganz oder teilweise. Am stärksten zeigten sich die schädlichen Wirkungen an Aepfel- und Pflaumenbäumen. Härter scheinen Kirschen und Birnen zu sein; aber selbst ein krautartiger Trieb des Hollunders, obwohl nur am Wulstring mit Petroleum bestrichen, verdorrte nach und nach.

Sinnsprüche.

Wer überwinden will, lerne tragen.

*

Geld bringt Gunst,
Aber nicht Kunst.

*

Mit Schweigen verrät sich Niemand.

*

Etwas ist besser denn nichts.

*

Fürchte nicht der Dornen Stechen,
Willst du schöne Rosen brechen.

*

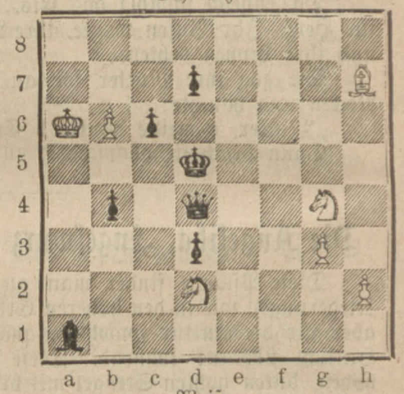
Wer Pech anrührt, besudelt sich;
Vor den Bösen hüte Dich.

*

Genieße, was dir Gott beschieden;
Entbehre gern, was du nicht hast;
Mach nicht durch Ungeduld hienieden
Das Leben gar dir selbst zur Last!

Endspiel. Nr. 34

Schwarz.



Weiß.

Weiß am Zuge gewinnt.

Auflösungen aus voriger Nummer:

des Silbenrätsels: 1) Havel. 2) Toskana. 3) Unterwalden. 4) Elberfeld. 5) Rhedus 6) Yarmouth. 7) Aru. 8) Brabant. — Bayreuth—Landshut.
des Bilderrätsels: Alte Karren gerne knarren.

Redaktion von C. A. Pfeiffer in Stuttgart.
Druck von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.